

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 146.

Sonntag, 25. Juni.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Frau Baronin Strodsmann, verwitwete Delarue, besaß einen feinen, trefflicheren Geschmack. Sie war durch und durch exklusiv, sowohl in ihrer Lebensauffassung als ihrem Umgang, und verstand es, ihren persönlichen Standpunkt, den sie in großen und in kleinen Dingen einnahm, mit einer vornehmen, unantastbaren Würde zu behaupten. Nach dem Tode ihres Gatten — viel zu früh war ihr auch der zweite entrisen worden — lebte sie nur für ihre beiden Söhne. Fred war ihr im Charakter ähnlicher als Harald, der viel von seinem etwas zu weich veranlagten Vater hatte, jedoch mitunter unerwartet einen unbeugsamen Starrsinn entwickeln konnte, der dann selbst dem Einfluß der Mutter standhielt.

Harald war der Liebling der Baronin, obwohl sie behauptete, keinen Unterschied zwischen ihren Kindern zu machen. Für Fred bedeutete seine Mutter die höchste Autorität in unzähligen Dingen. Er fragte sie gern um Rat, sogar oft in Geschäften, da er unendlich viel von ihrem Urteil hielt. Daß Fred oft egoistisch war, kam ihm selber gar nicht zum Bewußtsein. Ihm und seiner Mutter erschien es selbstverständlich, daß er, der Millionär, bei weitem höhere Ansprüche machen durfte als irgendein anderer beliebiger Sterblicher.

Der Patrizierhochmut eines alten Geschlechts, das dank der Macht des Goldes zwei Jahrhunderte hindurch über andere geherrscht hatte, lag der Baronin Strodsmann im Blut. In ihren Augen waren ihre beiden Söhne Ausnahmemenschen — und konnten daher ihrer Geburt, Erziehung und Lebensstellung nach und nicht zu vergessen, ihres Reichthums wegen nicht mit einem gewöhnlichen Maß gemessen werden.

Darin, daß Harald nur mit Hilfe von Privatunterricht sein Abitur machen würde, erblickte die Baronin keinen Fehler — Haralds Gesundheit war zart, obgleich es äußerlich nicht diesen Eindruck machte — seine Nerven bedurften oft der größten Schonung — es war, so urteilte die Mutter, lächerlich, daß man auf dem Gymnasium kein richtiges Verständnis hierfür besaß. In bezug auf diesen Punkt war die Baronin, so scharfsinnig sie sich auch in den meisten Dingen zeigte — einfach blind. Sie verteidigte Harald auch stets Fred gegenüber, der, obwohl er seinen Stiefbruder herzlich liebte, an diesem doch vielerlei zu bemängeln fand.

Die Mutter hatte Fred gebeten, jetzt während ihrer Abwesenheit von Hause ein wachsameres Auge auf Harald, der nach Weihnachten sein Schlüßexamen machen sollte, zu haben. Doch wenn Fred dem Bruder mit irgendwelchen Vorkhaltungen und Ermahnungen kam, so entwarfnete ihn der Jüngere durch die liebenswürdige Berührung, mit der er dem Bruder recht gab und sich zu bessern versprach. Harald besaß die leichte, ein wenig humoristische Art, die Fred vollkommen abging — es war schwierig, ihm mit ernstern Argumenten beizukommen. Er verstand es ausgezeichnet, zu entgleiten.

Als Fred — den Kopf voll von Thea Gröning — sein Arbeitszimmer betrat, erwarteten ihn dort auf

seinem Schreibtisch dringende Brieffschaften, die schleunigst erledigt werden mußten. Er besaß die Fähigkeit, sich, sobald es notwendig wurde, sofort zu konzentrieren.

So war er denn in der gewohnten Umgebung seines Arbeitszimmers wieder vollkommen Geschäftsmann. Der Zauber im herbstlichen Walde, am See, den die scheidende Sonne goldigrot überstrahlt hatte, war gebrochen — Thea Gröning in ihrer holden, Freds Sinne berückenden Schönheit bis auf weiteres aus seinen Gedanken ausgeschaltet.

Als er sich nach mehrstündiger, anstrengender Arbeit von seinem Schreibtisch erhob und sich um die neunte Stunde in das Wohnzimmer begab, lag dort auf dem ovalen Tisch in der Mitte des schönen, stilvollen Raumes mit seiner kostbaren Möbelleinrichtung und den wertvollen Bildern an den dunkelgetäfelten Wänden nur ein Kuvert auf.

„Wo ist der junge Herr?“ fragte Fred den Diener, der ein paar kalte Platten aufgetragen hatte und sich nun anschickte, auf einem Nebentischchen den Tee zu bereiten.

„Herr von Strodsmann ist im Theater“, lautete die Antwort.

Fred schüttelte unmerklich mit dem Kopf. Wo sollte das hinaus mit Harald? Nach Ostern sollte er doch auf die hohe Schule, in ein teures Korps, dem auch sein verstorbener Vater angehört hatte. Und Harald nahm das Arbeiten zum Examen noch immer nichts weniger als ernst.

Fred hätte es lieber gesehen, wenn sein Bruder, nachdem er das Einjährigzeugnis erhalten, ins Geschäft eingetreten wäre. Hier würde er ihn stets unter den Augen haben. Aber Harald sollte durchaus in Bonn studieren. So wünschte es seine Mutter. Harald selber dachte nur an das lustige Leben im Korps. Es war in Freds Augen nicht schlimm, daß er dort viel verbrachten würde. Man hatte es ja dazu, aber Fred hegte die Befürchtung, daß sein Bruder auch dann, nachdem er sich gründlich als neugeborener Student ausgetobt, es mit dem Studium nicht genügend ernst nehmen würde. Harald beabsichtigte Jura zu studieren, um späterhin dem Delarueschen Geschäft als juristischer Beirat zu dienen.

Anstatt über seinen Büchern zu sitzen, war Harald also heute wieder im Theater. . . . Bei diesem Wort wurde Fred sein heutiges Erlebnis mit Thea Gröning mit aller Macht ins Gedächtnis gerufen. Jetzt, wo er nicht unter dem unmittelbaren Zauber ihrer Persönlichkeit stand, berührte ihn die Vorstellung, daß Thea Schauspielerin werden wollte, unfagbar peinlich. Natürlich konnte davon, sobald sie seine Verlobte war, nicht mehr die Rede sein. . . . Aber schon der Gedanke, daß sie sich zu einer derartigen Laufbahn vorbereitet hatte, war ihm unangenehm. Er begriff Frau Gröning nicht. Wie hatte sie, die Mutter, ihre Zustimmung geben können. . . . Whte sie denn nicht die vielerlei Ge-

fahren, die oft schonungslose Beurteilung und Beurteilung, denen eine Schauspielerin, besonders, wenn sie so hübsch war wie Thea, ausgesetzt ist. . . . Und wie würde seine Mutter es aufnehmen, wenn er ihr bekennen müßte: „Das Mädchen, das ich zu meiner Frau machen will, hat sich für die Bühne ausbilden lassen.“ Ja — in seinem Unmut kam es ihm jetzt sogar vor, als habe Thea ein eingelerntes Bühnensächeln und ihre Stimme keinen natürlichen Klang.

Dann schämte er sich und wurde zornig über sich selber. Er war ein Pedant. Welch ein Recht besaß er, sich über Thea Grönings Entschlüsse und Zukunftspläne aufzuhalten? Doch er konnte sie zerstören, diese unheimlichen Theaterpläne — er würde um Thea werben. . . . Es lag nicht in seiner Natur, so impulsiv zu handeln wie sein Freund Hans Gröning. Vor allem war er entschlossen, sich nicht zu binden, ohne vorher mit seiner Mutter Rücksprache über diesen wichtigen Schritt in seinem Leben genommen zu haben. Der Ingenieur Hans Gröning drüben in Kanada, der sich jeden Dollar auf eigene Faust verdiente, der niemand über sein Tun und Lassen Rechenschaft abzulegen brauchte — ja, der durfte auch auf eigene Faust in vielen Dingen handeln — in allen. . . . Er dagegen — Fred Delarue, der Chef eines riesigen Betriebes, der Erbe eines Vermögens, das nach Millionen zählte, der Träger eines alten, guten Namens, durfte nicht so kurzer Hand über die Wahl einer Gattin entscheiden. . . . Selbst dann nicht, wenn er bis über beide Ohren verliebt war. . . . Ja, wenn es sich nicht um Thea Gröning, wenn es sich um Frimgard Löhnstadt gehandelt hätte, dann wäre es ganz anders. . . . Da war er des mütterlichen Segens gewiß. . . . Einen Korb hatte er von Frimgard kaum zu erwarten.

Er hörte seinen Bruder nach Hause kommen, als er rauchend und Zeitung lesend im Salon saß, der eigentlich das Wohngemach seiner Mutter war. Fred suchte jedoch Harald heute abend nicht mehr auf. In seiner gegenwärtigen Stimmung gelüstete es ihn nicht nach einer Aussprache mit seinem Bruder. Er war gegen seine sonstige Gewohnheit uneins mit sich selber, blickte in die Zeitung, ohne recht zu erfassen, was er las, und ging dann noch lange rauchend und in tiefe Gedanken versunken auf und nieder, bevor er sich endlich zur Ruhe begab.

* * *

Thea hatte mit Bestimmtheit erwartet, Fred nach der Begegnung mit ihm am Schlachtensee bald in der Meißelstraße zu sehen.

Doch er ließ sich dort nicht blicken.

Sie ahnte ja nicht, daß er sich selber eine Prüfungsfrist auferlegt hatte. Er wollte den Rat seiner Mutter hören, wollte ihr offen gestehen, welsch einen tiefen Eindruck Thea Gröning auf ihn gemacht hatte.

Die Baronin Strodtmann aber gedachte erst Anfang Dezember nach Berlin zurückzukehren.

Für Fred war es ein Glück, daß in diese Zwischenzeit für ihn ein paar Reisen fielen, Geschäftsreisen, die ihn völlig in Anspruch nahmen, denn sonst hätte ihn die Sehnsucht nach Thea doch zu arg gepackt.

Aber trotz aller Ungeduld nach einem Wiedersehen mit ihr blieb er seinem Entschluß, sie vorerst zu meiden, treu.

Frau Gröning wunderte sich ein paarmal laut darüber, daß ihres Hans' Freund sich so gar nicht mehr bei ihnen sehen ließ.

Als eines Abends — Tante Viete und Heino waren zum Tee unten — die Rede auf Fred Delarue kam, meinte Tante Viete: „Solche Bekanntschaften können mir gern gestohlen werden, solche Leute, die sich mal um einen kümmern und dann wieder so tun, als wäre man überhaupt nicht mehr auf der Welt.“

Thea wollte auffahren — etwas zu Freds Verteidigung sagen, bezwang sich aber und schwieg.

Henrika warf ihr über den Tisch hinüber einen schnellen Blick zu und sagte dann — sie redete nämlich jetzt auch, ohne daß man sie direkt durch eine Frage dazu

aufforderte: „Mich wundert Herr Delarues Benehmen nicht. Er hat mich zwar auf unserer Reise etwa so wie einen Papagei oder einen Affen betrachtet, den man aus Freundschaft für jemand aus Amerika mit nach Europa hinübernimmt, ich habe ihn unterwegs aber doch, wie ich glaube, recht gut taxieren gelernt.“

Frau Gröning und Tante Viete lachten, und letztere sagte humorvoll: „Papagei ist gut, liebes Kind, dabei redetest du kaum einen Ton, als du hier bei uns antratest.“

Thea fragte unsicher: „Warum wundert es dich nicht, daß Hans' Freund uns nicht mehr besucht.“

„Weil er ein Egoist ist“, erwiderte Henrika kurz, „er ist der Meinung, daß die ganze Welt extra für ihn da ist, und daß er keine Rücksichten zu nehmen braucht.“

Damit erhob sie sich und wünschte allen eine gute Nacht. Sie wollte noch an Hans schreiben, sagte sie.

Henrika schrieb pflichtschuldigst alle vierzehn Tage nach Kanada.

Ihre Briefe zeichneten sich nicht durch Mannigfaltigkeit des Inhalts aus; sie schrieb ihrem Verlobten fast immer ein und dasselbe. Sie hatte sich aus eigener Initiative ihr Tagewerk genau eingeteilt und lernte mit wahren Feuereifer, um die großen Lücken in ihrem Wissen nach Möglichkeit in kurzer Zeit auszufüllen. Etwas von der Zähigkeit des Willens, die ihr Großvater Diego de Santos besessen hatte, war in ihrem Charakter. Wenn Diego de Santos irgendwelche Luftschlösser, über die klarblickende Leute mit dem Kopf geschüttelt, ins Auge gefaßt hatte, dann war er darauf losgesteuert, mochte es biegen oder brechen. Sein stolzes Schiff hatte leider allemal die Segel streichen müssen oder war elend gekentert. Das hatte den alten Abenteurer jedoch keineswegs entmutigt.

In seiner Enkelin war aber doch ein anderer Zug. Henrikas Wünsche gingen nie ins Uferlose, sondern sie steckte ihnen ein Ziel. . . . Sie hatte nur Freudloses in ihrer Kindheit kennen gelernt, dadurch war sie an Schweigen und an Selbstherrschung gewöhnt. Dazu besaß sie eine überaus starke Anpassungsfähigkeit und einen ebenso starken Willen.

Grönings waren überrascht, wie sicher sie sich nach bereits kurzer Zeit auf dem ihr doch immerhin fremden Boden bewegte.

Thea war so sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, daß sie sich kaum mehr um Henrika kümmerte — es herrschte eine oberflächliche Freundschaft zwischen den beiden, in die von Theas Seite eine gewisse Mißstimmung gekommen war, seit Henrika ein solch schonungsloses Urteil über Fred Delarue gefällt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

22 ≡ Lesefrucht. ≡ 22

Lobsprüche ablehnen heißt: zweimal gelobt werden wollen.
La Rochefoucauld.

Als „Seldgrauer“ auf der Balkanstraße durchs Eisener Tor!

(Zens. M.)

Bereits zwei Tage waren wir mit einem der ungarischen Postdampfer, die nach der Niederwerfung Serbiens den Verkehr auf der Donaufrede zwischen Rustjud und Orsova ziemlich regelmäßig vermitteln, unterwegs, um nach der Erfüllung einer besonderen militärischen Mission in Bulgarien, nach unserem Ausgangsort, Orsova, zurückzukehren.

Zimmer weiter und weiter glitt das schlankes Schiff; nur leise erzitternd unter den dröhnenden Umdrehungen der Schwungräder und Wellen der Schiffsmaschine.

Von seinen großen Schaufelrädern durch die Wasser der Donau gewühlt, — glitt es wie ein weißer Schwan dahin.

Die Sonne ging blutrot hinter den in Eis und Schnee blendend weiß sich vom azurblauen Abendhimmel abhebenden

Felsenmauern der Südlarpathen unter. Die niederen Berge der serbischen Küste umwoh bereits bläulicher Dämmersehleier und auf den bis dahin blauen Wassern zauberte die scheidende Sonne grüne und goldgelbe Farbtöne hervor. Still und andächtig wurde das Herz beim Anblick dieser schönen Abendlandschaft. Doch ein Blick auf diese buntgemischte Menge, welche die Räume des Schiffes füllte, überzeugte wieder davon, daß in der Welt ja Krieg ist. Vorherrschend sah man Deutschlands Feldgraue, die, von der Levante oder Mazedonien kommend, den Donauweg benutzten, um nach Deutschland auf Heimatsurlaub zu fahren. — In lebhaftem Gepolter wurden die mannigfachen Kriegserlebnisse ausgetauscht. Zwischen den feldgrauen Uniformen fielen die blauen Jacken deutscher Matrosen auf, welche aus Konstantinopel zur Heimat fuhren. Lauter kräftige Jüngens, von denen die meisten außer dem Eisernen Kreuz der türkische Halbmond zierte. Nur ein Stündchen ihnen allen zuzuhören, wünschte ich denen in der Heimat, das Herz würde ihnen weit vor Stolz über das mächtige Flügelkrauschen des deutschen Vars, auch im Orient!

In den vor Wind und Wetter geschützten Gängen nach den Räumen der ersten Kajüte sah eine Reihe österreichischer „Gehitztrauer“, die, still und mit ernsten, bleichen Gesichtern einen scharfen Gegensatz zu ihren vorher erwähnten Kriegskameraden bildeten.

Bei näherem Herantreten sah man, daß es fast alle Krüppel waren, und auf Befragen erzählten sie ihre Leidensgeschichte.

Es waren Schwerverwundete, die nach der Einnahme von Nisch, aus serbischer Gefangenschaft befreit, nach Osterreich und Ungarn zurückkehrten; meist mit verstümmelten Gliedmaßen, die ihnen nach schlechter Wundbehandlung unbarmherzig amputiert worden waren.

Ich verteilte meinen ganzen Zigarrenvorrat an sie und heimste von den dadurch vertrauter gewordenen Kameraden die Anerkennung ein: „Na, ihr (d. h. wir umstehenden Feldgrauen) werdet es ihnen schon heimzahlen.“

Oben auf Sonnendeck saßen zur selben Zeit, zusammengekauert auf den mit Blech beschlagenen Planen, serbische Weiber in ihren Nationaltrachten; die an der zuletzt verlassenen bulgarischen Anlegestelle, wo sie ihre kriegsgefangenen Männer besucht hatten, zugestiegen waren.

Nur heimlich richteten sie ihre neugierigen Blicke auf uns, und wagten es nur leise flüsternd, sich zu unterhalten, — ein Bild des so tief gedemütigten, einstmalig so wildstolzen Volkes! — All das bunte Gemisch bulgarischer Soldaten, türkischer Offiziere, mazedonischer Armierungssoldaten, österreichischer Monitormatrosen und die vorher geschilderten Gruppen kam in neugierige Erregung, als die schöne, reiche Handelsstadt Turn-Severin am rumänischen Ufer vorüberglitt.

Laut hallte der Lärm der riesigen Elevatoren vom Ufer herüber, die das von der deutschen und österreichischen Regierung aufgekauft Brotgetreide und den Mais auf große Schlepper verladen, die von hier aus donauaufwärts bis Budapest nach Regensburg fahren mit ihrer jetzt für uns so wertvollen Ladung!

Aberhaupt ist der Verkehr auf dieser Balkanstraße schon wieder sehr lebhaft geworden. — Langsam ziehen zwei große Schlepddampfer mit je 7 angehängten Schleppfähnen uns entgegen. Vor diesem gewaltigen Transport fährt grau und drohend ein österreichischer Monitor. Jauchzend grüßen unsere an Deck befindlichen Matrosen zu ihren Kameraden hinüber, die vielleicht so manche Todesfahrt an Belgrads Festungswerken vorbei gemacht. An den Schleppfähnen grüßen deutsche Fahnen, und Feldgraue winken und rufen ihr „Surra!“ Herüber tönte laut: „O Deutschland hoch in Ehren.“

Hier, zwischen rumänischem und einstmalig serbischem Gebiet, dieses Lied zu hören, läßt erst seine ganze Herrlichkeit fühlen. Dazwischen tönen die aufpeitschenden, leidenschaftlichen Kriegs- und Nationalgefänge bulgarischer und ungarischer Soldaten. Wie schön ist das Soldatenleben! Der Dampfer hielt bei dem serbischen Ort Mladofa, welcher unmittelbar vor dem Eisernen Tor liegt. Hier sollte bis zum anderen Morgen Halt gemacht werden, da es nur bei genügender Tageshelle für Schiffe möglich ist, durch das „Eiserne Tor“ zu fahren! Am nächsten Morgen herrschte dichter Nebel, der das Schiff wie eine weiße Wand rings ein-

schloß und selbst den Ausblick auf die kläglichen Hütten des serbischen Nestes verhüllte. Alle Reisenden waren schon ungeduldig, das kaum 2 Stunden Fahrt entfernte Reiseziel zu erreichen. Alle beobachteten scharf, ob der Nebel sich bald hebe und zogen jeden Wetterkundigen zu Rate.

Endlich wurde die Nebelwand leuchtender, ein Zeichen, daß die Sonne an der Arbeit sei, die Dünste zu teilen. Aber nur langsam wurde die Sichtweite größer und der erkennbare Teil der Wasserfläche in leichtem Blau sichtbar!

Nach wieder einiger Zeit konnten mehrere Scharfsichtige verkünden, daß das gegenüberliegende rumänische Ufer in schwachen Umrissen sichtbar wurde.

Zur Befriedigung aller begannen die Dampfwinden den Anker an rasselnden Ketten emporzuheben; ein schriller Pfiff, und dröhnend schaukelten die Räder das Wasser. Mit scharfem Rechtskurs ging es in die Mitte des Stromes. Noch immer tönte der Nebel die Farben der immer deutlicher erscheinenden Gebirgslandschaft am „Eisernen Tor“ bläulich weiß ab.

Die als Fahrtzeichen auf dem Wasser schwimmenden, verankerten Tonnen waren zur Not zu erkennen und bezeichneten die Fahrtrinne, welcher das Schiff im Schleifenkurs, bald rechts, bald in scharfer Drehung nach links, folgte, um die von Riffen starrenden Teile des Strombettes zu vermeiden, an denen so manches Fracht- und Postschiff gescheitert war; deren wie riesige Skelette über das Wasser ragende Reste von der Gefährlichkeit dieser Stromstellen reden. Von dem Strom streifte der Blick über die aus dem Nebel stetig hervorwachsenden Uferberge, die, je weiter die Fahrt ging, zu immer ansehnlicheren Höhen emporstiegen. Zuerst erschienen am rumänischen Ufer mit eigentümlich regelmäßig, vom Gipfel nach dem Fuße sich hinziehende Falten, wie riesige Sandhaufen anmutende Hügel, die ausgesprochen sedimentären Ursprungs waren. Daran schlossen sich höhere wildzeriffene Felsengebirge, die im steilen Abfall, der nur Bergtannen- und Kieferngestripp Wurzel fassen ließ, an die stark eingeebte Donau herandrängten.

Wir waren im „Eisernen Tor“, wo zahllose Risse als Reste der Durchbruchsstelle der Donau durch die transsilvanischen Alpen bezeichnen. In langsamer Fahrt zieht das Schiff durch das in wildem Strudel dahinschießende Wasser in schlängelndem Kurs um die Stellen, wo wildschäumende Wellenberge besonders große Riffelder verraten. Bei niedrigem Wasserstand müssen die Schiffe durch den vom Strom durch eine lange Steinmole getrennten Kanal fahren.

Erst durch umfangreiche Sprengungen ist das „Eiserne Tor“ für den lebhaften Schiffsverkehr hergerichtet worden, und war in jüngster Zeit wieder auch für den neutralen Schiffsverkehr Rumäniens unsicher, durch serbische Minen; die in rastloser Tätigkeit durch österreichische Monitore und Patrouillenboote beseitigt wurden.

Vink glitten alte Türkenbefestigungen vorbei, die durch einige 21-Zentimeter-Granaten in Brocken zerrissen waren, und einige zerflossene Serbenhäuschen, an denen die serbischen Schützengräben entlanggegraben waren.

Österreichischer Landsturm arbeitete bereits an der Wiederherstellung der sich am Ufer hinziehenden Fahrstraße. Rechts erschien das letzte rumänische Städtchen und kündete die große Eisenbahnbrücke über eine Schlucht an, daß nunmehr am rechten Ufer ungarisches Gebiet folge!

Der schönste Blick öffnete sich uns beim Verlassen des „Eisernen Tores“. Im Vordergrund lag die liebliche und romantische Türkeninsel „Ada Kalch“, die in Friedenszeiten viel von Touristen besucht wurde, um ihrer alten verfallenen Befestigungen aus der Zeit, da der Halbmond Ungarn bedrohte, und ihrer weithin leuchtenden Moschee mit dem schlanken Minarett, die jetzt durch serbische Granaten schwerer gelitten hatten und um des eigentümlich orientalischen Gepräges der Türkenansiedlung willen.

Hinter der Insel ragten Hinterred und Schornsteine von mehreren in Grund gebohrten Dampf- und Frachtschiffen aus dem Wasser, die von den die Donau an dieser Stelle bestreichenden serbischen Batterien erwischt worden waren.

Doch deutsche Haubitzen haben diese Donauherrschaft zur selben Zeit niedergedonnert, als Belgrad fiel.

Weit hinten am Horizont hoben sich die wunderlichen Formen der Rasanberge ab, und rechts glänzen in der stetig strahlenden Sonne die freundlichen Häuser von Orsova, unserem Ziel!

M. K.

Schach

Alle die Schachschere betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

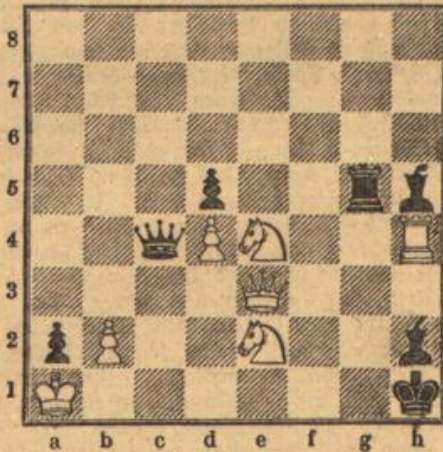
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 25. Juni 1916.

Aufgaben.

464. Dr. H. v. Gottschall.



Matt in 3 Zügen.

Partie 169. (Unregelmäßig.)

Der amerikanische Konsul in Magdeburg, Herr Donegan, ist ein guter, alter Freund des deutschen Schachspiels. Nun hat er im Turnier des Klubs den ersten Preis erkämpft. Hier folgt eine seiner Partien aus freiem Spiel im Magdeburger Café Kerkau mit den Anmerkungen von Dr. Lasker in der „Voss. Ztg.“.

Weiß: R. L'Hermel. Schwarz: A. W. Donegan.

- | | | | |
|--------------------------|----------------------|--------------------------|-----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 19. Ta1—d1 | Lf6—h4 |
| 2. f2—f4 | e5×f4 | 20. g2—g3 | Lf5×d3† |
| 3. Sg1—f3 | f7—f5 | 21. Td1×d3 | Tf8—f2† |
| 4. d2—d4 ¹⁾ | f5×e4 | 22. Kc2—b3 ⁵⁾ | Lh4—e7 |
| 5. Lc1×f4 | e4×f3 | 23. Td3—c3 | b7—b6 |
| 6. Dd1×f3 | Sg8—f6 | 24. Da5—a6 ⁶⁾ | Le7×a3 |
| 7. Lf4—g5 | Lf8—e7 ²⁾ | 25. Kb3×a3 | Tf2×h2 |
| 8. Lf1—c4 | Sb8—c6 | 26. Te3—e7 | Dd7—d6† |
| 9. c2—c3 | Sc6—a5? | 27. Ka3—b3 | c7—c5 |
| 10. Lg5×f6 | Le7×f6 | 28. Da6—b7 ⁷⁾ | c5—c4† |
| 11. Df3—h5† | g7—g6 | 29. Kb8—a4 | b6—b5† |
| 12. Dh5—a5 ³⁾ | Dd8—e7† | 30. Db7×b5 ⁸⁾ | Th2×b2! ⁹⁾ |
| 13. Ke1—d1 | d7—d5 | 31. Te7—e8† | Kg8—g7 |
| 14. Th1—e1 | Lc8—g4† | 32. Te1—e7† | Kg7—h6 |
| 15. Lc4—e2 ⁴⁾ | Lg4—e6 | 33. Db5×b2 | Dd6—a6† |
| 16. Sb1—a3 | 0—0 | 34. Ka4—b4 | Da8—b6† |
| 17. Le2—d3 | De7—d7 | 35. Kb4—a4 | D×D |
| 18. Kd1—c2 | Le6—f5 | | |

¹⁾ Besser war e4—e5. — ²⁾ Hier konnte sehr wohl d7—d5 geschehen, oder auch Sb8—c6. Schwarz steht stark überlegen. — ³⁾ Jetzt ist Ausgleich der Kräfte erzielt. Der Rest der Partie wird nun interessant. — ⁴⁾ Natürlich nicht Kd2, Lg5†. — ⁵⁾ Auf Kc2—b1 wäre Dd7—f5 gekommen. — ⁶⁾ Bei 24. Da5—b5 gewänne Schwarz durch Tf2×b2† nebst Le7×a3†. Und wenn 24. Te3×e7, so Dd7×e7 25. Da5×d5†, De7—f7, und die Dame wäre gefesselt. — ⁷⁾ Das sieht sehr bedrohlich aus, doch Schwarz deckt sich durch den Hieb. — ⁸⁾ Auf Ka4—a5 würde Schwarz durch Dd6—b6† ein gewonnenes Endspiel erhalten. — ⁹⁾ Eine gewaltige Ueberraschung.

Auflösungen.

460 (3 Züge). 1. Kh2! ≈ 2. Dg2 (+).

461 (2 Züge). Die Aufgabe ist auch nach der Berichtigung durch Verrückung des Turmes b8 nach c8 fehlerhaft. Sie ist jetzt überhaupt nicht in zwei Zügen

lösbar. Wir vermuten, daß der Verfasser ursprünglich den schwarzen Springer nicht auf a6, sondern a7 stehen hatte; ist unsere Annahme richtig, so ist die Lösung: 1. Df8.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., A. Dl., Wdw., Dr. M. und R. St., sämtlich in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.

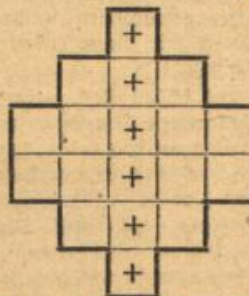


Silbenversteckrätsel.

Mantua, Scherbe, Siegel, Geist, Nichtsnutz, Kloster, Hermann, Rechen, Knie, Wunder, Glaube, Augenblick, Avon, Vormund, Steilschuß.

Es ist ein auf den Krieg bezüglicher Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Füllrätsel.



1. Wild.
2. Baum.
3. Hundart.
4. Getränk.

In die Felder dieser Figur sind die Buchstaben B, D, EEE, H, I, K, L, M, N, P, RRR, UU, V derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben, während die mittelste senkrechte Reihe einen wichtigen, heißumstrittenen Schlachtort auf dem westlichen Kriegsschauplatz benennt.

Gleichklang.

Versuchts der Feind, wir wehren ihn ab
Mit sieggewohnter Hand.

Hatt' ich es gut, ging's frisch ans Werk,
Bis ich es besser fand.

Sieht man's beim Haus, o Schreck und Graus!
Ein Unglück wird's genannt.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 5 9⁴ was die Feiertage zu bringen pflegen, womit aber unsere lieben Feldgrauen verschont bleiben mögen. — Schlüssel: 1 2 9 4 4 3 5 Münze. 2 3 4 5 9 8 Teil der Hand. 3 8 9 4 9 Vorname. 4 9 3 5 9 Rast. 5 9 3 9 8 Raubvogel. 6 7 9 3 4 Mineral. 7 3 5 9 8 Raubtier. 8 3 4 5 Schmuckstück. 9 3 6 9 4 wichtiges Metall.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 292.

Bilderrätsel: Friedensengel. — Merkrätsel: Pfingsturlauber. — Worträtsel: Preisringkampf. — Gleichung: Himmelfahrt. (a. Schimmel, b. Schund, c. Hund, d. Fahne, e. Neger, f. Ger.)

U

nterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916.



Nr. 10.

Der Tröster.

Von Wilhelm Scharrelmann.

(Nachdruck verboten.)



eden Nachmittag, sobald die Zeitungen den Tagesbericht des Großen Hauptquartiers herausgeben, hängt auch der alte Steen in der Pickbalge das neue Extrablatt in seinem Schaufenster aus. Über Haufen von getragenen Schuhzeug, alten Kleidern und aufgestapeltem Plunder aller Art, Alttertümern, Armbändern, Ketten, Broschen und Ringen prangen dann die neuesten Siegesmeldungen, und die gesamte Einwohnerschaft der Pickbalge kann kommen und vor Steens Fenster mit Gemächlichkeit und in aller Ruhe lesen, was an den Aushangstellen der Hauptstraßen nur unter Stoßen und Schieben zu erfahren ist.

Die Pickbalge ist nun mal eine Welt für sich, und es ist nicht mehr als billig, daß sie neben ihrem Extrablatt auch ihren eigenen Strategen hat. Das ist der Schneider Weckstroh in Nr. 5. Keiner weiß so genau über die Stellungen an den fronten Bescheid wie er. Selbst die unglaublichsten polnischen Namen hat er im Kopf, mögen sie so viele Zischlaute enthalten, wie sie wollen. Er kennt die Karte von Galizien wie seine Westentasche und ist auch mit Fragen über die Stellungen in Frankreich nicht in Verlegenheit zu setzen. Eauernd sitzt er schon während des frühen Nachmittags hinter dem Fenster seiner Werkstatt, und sobald das Extrablatt bei Steen hinter den Scheiben klebt, kommt er, die Hornbrille auf die Stirne geschoben, über die Gasse gelaufen, daß die Pantoffeln an seinen Füßen klappen, reißt seinen laugen, dünnen Hals wie ein Kranich, der Ausschau hält, liest und nickt verständnisvoll zu jedem Satz, als habe er bereits lange mit den neuen Ergebnissen gerechnet, und die gesamte Pickbalge hört respektvoll zu, wenn er seinen Kommentar beginnt. Ja, der Weckstroh — alle Wetter! der versteht's!

Wer noch genauer wissen will, wie die Dinge stehen, kann mit ihm in seine Schneiderstube hinübergelien. Da hat er seine Karten wie ein Generalfeldwebel auf einer Ecke seines großen Schneidertisches aufgespannt. Stecknadeln mit kleinen Fähnchen, die er sich aus farbigem Zeug geschnitten, bezeichnen die Fronten so genau, wie man es nur wünschen kann. Freilich, die Bedeutung der Fähnchen muß man erst kennen, wenn man sich zurechtfinden will. Weckstroh hat darin seine eigene Methode. Die Franzosen haben bei ihm schwarze Fähnchen, — wegen der vielen Kolonialtruppen, die sie an der Front haben, die Russen blaue, — wegen der blauen Augen, die sie sich geholt haben, die Engländer grüne, — weil sie vor Neid und Ärger längst grün und gelb geworden sind, die Italiener endlich aschgrau, — sie sitzen ja schon in aschgrauer Verzweiflung.

Selbst Steen kommt zuweilen und beugt sich bei Weckstroh über die Karte. Er ist ein mürrischer, verdrossener und einsilbiger alter Mann, der Steen. Keiner in der Pickbalge mag ihn gern, aber entbehren kann ihn eigentlich keiner. Die Schuhe und Stiefel, die in der Pickbalge aus- und eingehen, stammen fast alle aus seinem Laden, die meisten Röcke und Hosen gleichfalls, und wenn Steen nicht gelegentlich auch mal auf Pfänder borgte, wäre es manchem in der Pickbalge zuweilen schon schlecht genug gegangen. Trotzdem, wenn er auch keinem ein Haar krümmt, die Leute mögen ihn nicht. Er ist ihnen zu verschlossen und wunderlich. Tagelang kommt er oft nicht aus seiner Wohnung und ist selbst dann, wenn er bei Laune ist, zu wortkarg und still, um viele Freunde zu haben. Sein Haar, das längst ergraut ist, drängt sich unter der alten, vom langen Gebrauch fettig gewordenen Kappe hervor, die er einen und alle Tage trägt, und wächst ungehindert in den grauen, struppigen Backenbart hinein. Sein Auge blickt verstoßen unter buschigen Brauen hervor, die er, wenn er in Zorn gerät, in schnellem Wechsel auf- und niederschleibt, daß seine Augen dahinter aufblitzen wie Wetterleuchten hinter grauen Wolken.

Einen einzigen Sohn besitzt der alte Steen, den man wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges eingezogen hat. Schon vor Jahren hat sich der Alte mit ihm überworfen. Was eigentlich zwischen den beiden vorgegangen ist, weiß niemand. Allerdings, in der Pickbalge hat man sich längst seinen Vers darauf gemacht. Aber etwas Gewisses ist noch nie darüber unter die Leute gekommen. Man weiß nur, daß der Junge seinerzeit plötzlich aus dem kleinen Hause an der Pickbalge verschwand, in einen andern Stadtteil verzog und seit dem Tage ein reichlich lockeres Leben zu führen begann. Die Leute behaupten, daß es zwischen den beiden niemals zu einem Bruch gekommen wäre, wenn die Mutter am Leben geblieben wäre, die kurz vor dem Zerwürfnis an einem Schlagfluß starb.

Seitdem haust der Alte mütterseelenallein zwischen den alten Sachen, die er in allen Ecken und Winkeln seines engen, halbzerrfallenen Hauses aufgestapelt hat, hier und da auf Auktionen erstanden oder als Pfänder für geliehene Gelder behalten hat, die nie zurückbezahlt wurden. Der Groll gegen seinen Jungen, mit dem er sich bis auf den Tag nicht wieder versöhnt hat, hat den Alten noch wortkarger, mürrischer und verschlossener gemacht, als er vordem schon gewesen. Selbst als der Junge ins Feld ausrückte, haben Vater und Sohn keinen Abschied voneinander genommen. Der junge Steen war als Ersatz-Reservist in ein Infanterie-Regiment in

Westfalen eingestellt worden, das dann eines Tages an die Front in Flandern abgerückt war.

Trotzdem der Alte nie ein Wort über den Jungen verlor, wußte man in der Pöckbälge genau Bescheid. Die Leute behaupteten, daß sie beide ein paar Eisenköpfe seien. Jedenfalls sei der Junge nicht viel besser als der Alte. Der Apfel falle nicht weit vom Stamme, und es sei gewiß, daß sich der Alte eher ein Stückchen von der Zunge abbiß, als seinem Sohne ein versöhnendes Wort zu sagen.

Auffällig war nur, wie der Alte, der auf Umwegen erfahren hatte, wohin der Junge gekommen, sich plötzlich für die Stellung in Flandern interessierte. Die Fronten in Polen und Galizien ließen ihn ziemlich gleichgültig. Mit den Russen wollte Hindenburg schon fertig werden. Die Stellungen in Frankreich waren stark und sicher, und die Kämpfe im Elsaß brachten ihn ebenfalls nicht aus seiner Ruhe. Aber Flandern! Dort kannte er jeden Ortsnamen, studierte jeden Bericht, den die Zeitungen über die Kämpfe dort veröffentlichten, und durchflog mit unruhigen Augen und murmelnden Lippen die Berichte des Hauptquartiers über die Kämpfe an der dortigen Front, als könne er das Schicksal seines Jungen herauslesen.

Natürlich, auch er flaggte, wenn ein Sieg in Polen oder Galizien gemeldet wurde, aber ein Sieg in Flandern versetzte ihn in einen heimlichen Taumel, — war doch sein Edmund wahrscheinlich dabei gewesen!

Eines Tages flaggte die ganze Stadt, und die ganze Pöckbälge dazu. Lemberg ist zurückerobert!

Trina Websch hat sogar einen österreichischen Wimpel herausgehängt, und der Schneider Weckstroh hat sich eine Fahne genäht, die die enge Pöckbälge in ihrer ganzen Breite ausfüllt. Es sieht wirklich mehr als festlich aus. Einzelne der kleinen schiefen Häuser, die die Köpfe so dicht zusammenstecken, daß man meinen könnte, die alten Giebel müßten zusammenstürzen, scheinen unter der Last der Flaggen sich noch tiefer einander zuzuneigen, und der blaue Sommerhimmel, der in schimmernder Pracht über der Stadt liegt, hebt sich leuchtend von dem Schwarz-weiß-rot der Fahnen ab und hat zur Feier des Tages ebenso festlich mit weißen Wolken geflaggt, die weit und glänzend über Stadt und Straßen hängen.

Steen hat eine alte gerahmte Ansicht von Lemberg, die er aus dem verworrenen Plunder seines Ladens hervorgefucht hat und die ihm, Gott weiß wo, einmal in die Hände gefallen ist, sauber von Staub und Spinnweben gereinigt, ins Fenster gestellt. Der alte fleckige Stich in seinem verblühten Goldrahmen findet heute die dankbarsten Betrachter, und am Abend geht der Schneider hinüber, um das Bild für ein paar Groschen Steen abzuhandeln. Seine Siegesfreude ist zu groß.

Alles bleibt still, als der Schneider in den Laden getreten ist. Geduldig wartet er. Die alte, verrostete Klingel über der niedrigen Tür hat vernehmlich genug gerasselt. Steen wird schon kommen. Mit gerümpfter Nase zieht er den muffigen, säuerlichen Geruch ein, der den alten Kleidern und Stiefeln entströmt, und beginnt aus Langeweile die Dinge zu mustern, die auf der Zählbank liegen. Besonders eine alte, ungefüge Pistole aus Großvaters Zeiten, mit eingelegten, silberbeschlagenen und kunstvoll ziselierten Hähnen interessiert ihn. Wieviel die alte Kanone wohl auf dem Gewissen hat? Aber vertauselt unbeholfen ist man doch früher gewesen. Wenn man da an unsere heutigen zierlichen Revolver denkt! Das alte Feuerfeinschloß, und das Gewicht, was so ein alter Püster hat!

Aber zum Teufel, wo steckt Steen denn? Weckstroh beginnt zu husten, ruft einen Guten Abend nach dem andern durch das stille Haus, und tritt schließlich, weil Steen immer noch nichts von sich merken läßt, tiefer in den Laden an die kleine Glastür, aus der Steen sonst immer aufzutauschen pflegt, wenn ein Kunde den Laden betritt.

Die Tür ist noch angelehnt. Spähend blickt der Schneider durch den Spalt. Da sitzt der Alte am Tisch, hat den Kopf auf die Tischplatte sinken lassen und rührt sich nicht. Manu? Ist dem Alten etwas passiert? Leise öffnet der Schneider, tritt ein und legt Steen die Hände auf die Schulter. Der zukt zusammen, blickt mit verstörten Augen auf und bedeckt im selben Augenblick einen Brief, der vor ihm auf dem Tische liegt, mit beiden Händen. „Na?“ sagt Weckstroh, 'n kleines Schläfchen gemacht?“

Der Alte antwortet nicht, blickt nur finster, die buschigen Brauen auf- und niederschleudert, zu dem Schneider auf, dem es ordentlich bekommen wird, wie Steen ihn ohne jede Antwort läßt.

„Wat — wat wollen Sie?“ stößt der Alte endlich heiser heraus.

„O, es ist bloß wegen dem Bild da im Schauenfenster! Ich hätt' wohl Lust, mir das Ding in die Stube zu hängen. Gerahmt is es, und wenn es auch nicht mehr schön is — man hat doch 'ne Erinnerung.“

Der Schneider erschrickt heimlich über den wunderbar leeren, gläsernen Blick, mit dem Steen ihn ansieht, als verstände er gar nicht, um was es sich handelt. Ne, mit dem Alten ist es nicht ganz richtig heute. „Ja meine Zeit,“ stottert der Schneider, verwirrt über den Empfang, „ist Ihnen am Ende etwas passiert, Steen?“

„Mir?“ sagt der Alte rauh und reißt sich zusammen. „Wat soll mir wohl passiert sein? He?“

Der Schneider sieht, wie er hastig das Papier, das vor ihm gelegen, mit vor Alter und Erregung zitternden Händen zusammenfaltet und in die Tasche schiebt, als müsse er es vor jedem fremden Blick bewahren. Dann sitzt er da, starrt vor sich hin und bewegt nur in innerer Unruhe die runzligen gelben Hände, auf denen das Alter die blauen Adern dick hervortreten läßt. Etwas unendlich Hilfloses liegt darin, wie die Hände sich ruhelos umeinander bewegen, als wolle die eine die andere beschwichtigen.

Der Schneider hat sich dem Alten gegenüber ans Fenster gesetzt und beobachtet ihn verstohlen. Was ist dem Alten bloß in die Krone gefahren? denkt er. Stumm, zusammengehockt sitzt Steen da. Den Schneider scheint er über den Gedanken, die er sich macht, schon wieder vergessen zu haben.

Der schüttelt im stillen den Kopf. So hat er Steen noch nicht gesehen. Aber so ist das wohl, wenn alte Leute wunderbarlich und kindisch werden. „Wenn dat Bild nicht gar so teuer is“, fängt er wieder an, um doch wenigstens etwas zu sagen.

Die Worte stören den Alten wieder auf. „Teuer?“ wiederholt er mechanisch. „Dat Bild? Ne, ich schenk et Ihnen!“

Jetzt wird der Schneider hellhörig. Wenn Steen etwas verschenkt, muß das eine besondere Bewandnis haben. „Na, fürs Schenken sind Sie doch sonst so hart nich, Steen?“

Der Alte antwortet nicht. Er sitzt schon wieder mit demselben leeren Ausdruck wie vorhin und starrt vor sich hin. „Mein Gott, mein Gott“, murmelt er leise.

Es ist kaum zu hören, aber der Schneider hat Mausohren, und plötzlich geht ihm ein Licht auf. Sollte am Ende dem jungen Steen im Felde etwas zugestoßen sein? Aber er mag nicht fragen. Ne, lieber nich, denkt er. Da ist es schon besser, ich gehe.

Aber wie er schon an der Türe ist, packt ihn das Mitleid. Er weiß ja, daß der Junge ohne Abschied hinausgegangen ist, und er kann sich denken, wie dem Alten zumute sein muß in diesem Augenblick. Leise kehrt er wieder um und legt Steen die Hände auf die Schulter.

„Nehmen Sie's nicht gar zu schwer, Steen“, jagt er leise, und merkt, daß er das Richtige getroffen hat, wie der Alte unter seinen Worten zusammensinkt. „So was is 'n Schicksalsschlag. Man muß so 'was nehmen,

wie 's nu 'mal is. Was is sonst dabei zu machen, Steen? Dabei ist gar nischts zu machen, sehn Sie!"

Der Alte antwortet nicht, sitzt nur da und läßt die Hände noch schneller umeinander gehen, als müsse er irgend etwas beginnen und wisse nicht, was.

Der Schneider ergreift das hilflose Schweigen des Alten mehr, als es jede Klage vermocht hätte. Sehn Sie 'mal", beginnt er von neuem, und gibt sich Mühe, die richtigen Worte zu finden, denn die Aufgabe, dem Alten ein Wort des Trostes zu sagen, ist nicht so leicht, das fühlt er deutlich genug, „sehn Sie 'mal, dat menschliche Schicksal is 'n merkwürdiges Ding. Anno 70 war ich zu jung, und nu bin ich mit meinen 57 zu alt. Ich hab' mir so zwischen zwei Stühle gesetzt, so zu sagen. Aber wenn ich 70 mitgekommen wär und wär denn geblieben, ich weiß nich, Steen, ob ich viel verloren hätt'. Was haben mir denn die Jahre genußt, die ich nu hinterher auf 'm Schneidertisch gefessen hab'? Ist doch, allens in allem, man 'n recht mäßiget Vergnügen gewesen. Un darum sag' ich, Steen, wenn's keinen Tod geben tät in der Welt — da wär't Leben ja noch zum Sterben zu schlecht! Un denn sag' ich: Wer läßt die Menschen sterben? He?"

„Dat is et nich, Weckstroh", sagt der Alte leise. „Dat is et nich! Aber dat ich ihm vorher nich mehr die Hände gedrückt hab', sehn Sie."

„So", sagt Weckstroh, und räuspert sich geräuschvoll. „Nu passen Sie 'mal Achtung, Steen. Wenn mir das passierte, denn würd' ich sagen — still 'mal, was würd' ich gleich sagen? — Na, ich würd' sagen: das is ja nüdlich, würd' ich sagen. Erst verfracht er sich mit mir und denn so geht er in'n Krieg, als wenn das so gar nischts wär', un guckt sich vorher nich mal nach mir um? — Aber halt! würd' ich denn weiter sagen, daß du nu bei deinen vielen dummen Streichen auch 'mal wat Vernünftiget gemacht hast un hast vor dein Vaterland gestritten, alle Achtung! würd' ich sagen, tscha woll! Denn so is dat im Leben: Immer macht einer auch 'mal wat Vernünftiget. Es is nich immer allens Quatsch, was der Mensch macht. Un wenn ich soweit gekommen wä, Steen, sehn Sie" — der Schneider dämpft seine Stimme zu einem Flüstern — „denn so würd' ich mich mit ihm vertragen!"

„Vertragen?" sagt der Alte und sieht mit einem Blicke auf, aus dem Verzweiflung und leise Hoffnung zugleich sprechen. „Wenn er nu doch nich wiederkommt?"

„Grad darum würd' ich nu meinen Frieden mit ihm machen", fährt der andere leise und unbeirrt fort.

Der Alte begreift nicht, worauf der Schneider hinaus will, aber seine Augen hängen an den Lippen seines Tröstlers. Wenn da noch ein Weg wä!

„Aber das is nich so einfach zu sagen!" flüstert der Schneider. „Glauben Sie an Gott, Steen?"

Steen blickt zu ihm auf, ohne sich zu rühren. Er nickt nicht, et schüttelt auch den Kopf nicht.

„Denn seh'n Se", sagt der Schneider, „wen man mit so 'wat fertig werden will, denn so muß man den Kopf hoch halten un nach oben gucken, tschawoll: Un wenn Se denn so — im Geiste, mein ich, Steen, im Geiste — zu ihrem Edmund sagen: Edmund, mein Junge (will ich 'mal sagen), du bist in Horn weggegangen un ich hab' dich so geh'n lassen. Aber ich hab' allens, was zwischen uns is, längst vergessen, un ich glaub', du hast das auch. Wenn wir beide nich so'n steifen Kopp gehabt hätten, hätten wir uns das ja auch ganz gut vorher 'mal sagen können. Aber wat liegt nu an n'm Wort? Du bist nu da, wo alle Schuld 'n Ende hat un hast kein' Horn mehr in dir. Ich bin hier nu noch eine Zeit for mich allein. Aber wenn du nu noch auf dem alten Vatter sehn kannst" — der Schneider zwinkert mit den Augen, denn nun kommt sein Hauptargument — „weist du woll, wie 's bei mir hier drinnen aussieht. Un wenn du 's denn durchaus auch noch von mir hören willst, denn so sag' ich, un du hörst das wohl mein Junge un weist es ja auch so, wie dein alter Vatter denkt: Bei mir is kein Horn mehr, schon lang nich mehr, un wir sind wieder gute Freunde, wie wir's ja eigentlich immer gewesen sind."

— Ganz still ist es in der Stube. Der Schneider ist gegangen. Seine Worte sind dem Alten trotz ihrer Armseligkeit wie Tau auf die Seele gefallen. Er hat ja ganz recht, der Schneider: Im Grunde ist er dem Jungen längst wieder gut gewesen — und wenn er nur wüßte, ob er den Brief und das Paket noch erhalten hat, die er ihm vor vierzehn Tagen nach Glandern geschickt hat! Zehnmal leichter würd' ihm dann sein!

Draußen in der stillen Gasse flattern währenddes die Fahnen im Glanze des Juniabends.

Dunkler und dunkler wird's in der Gasse. Steen holt seine Flagge nicht ein. Er hat Lemberg und alle Kämpfe des Weltkrieges vergessen über dem schweren, schweren Kampfe, den er im stillen mit sich auszumachen hat. Seine Flagge, die er wenige Stunden, vor dem er die Nachricht über den Tod seines Jungen bekommen, lächelnd aus dem Giebelfenster seines niedrigen, alten Hauses hinausgesteckt hat, hängt noch tagelang einsam in der warmen, drückend stillen Luft der engen, kleinen Gasse. Scheu sehen die Leute in der Dickbalge auf das stille Haus, das tagelang verschlossen bleibt. Sie wissen's von Weckstroh, warum der Laden nicht geöffnet wird. Wenn sie ihm auch sonst einen Ärger vielleicht gegönnt hätten, — den Schmerz, den der Alte zu überwinden hat, hätte ihm jeder gern erspart gesehen.

Als der Alte seinen Laden wieder öffnet, ist eine merkwürdige Milde über ihn gekommen. Beinahe redselig ist er geworden, der Alte.

„Hab'n Sie 's schon gehört? Mein Edmund. Bei Npern. — Zu leiden hat er nich lange gehabt. Herzschuß, tscha. Sie können nich alle wiederkommen, nich alle! Un warum soll unsereiner nu grad glücklicher sein als die vielen andern? — Tscha, das sag' mir 'mal einer!"

Zur Kulturgeschichte unserer wichtigsten Lebensmittel.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.)

Unser wichtigstes Volksernährungsmittel ist das Brot. Es ist so wichtig, daß wir mit dem Worte Brot oft, ja wohl meist, etwas ganz anderes bezeichnen: „Unser tägliches Brot", das ist der Inbegriff unseres Lebensunterhaltes, ja, das Leben selbst. In diesem Sinne sagen wir auch „ein schweres Brot", denn es ist nicht leicht, „sich sein Brot zu verdienen". Viel Schweiß gehört dazu, und auch noch drückende Verpflichtungen sind damit verbunden. * Darauf geht das alte Sprichwort: „Weß' Brot ich schling', deß Lied ich sing". Nicht jeder findet sich „singend" damit ab. Wer darüber alt

und schwach wird, und dann zuletzt garnicht mehr kann, der ist wohl „das Gnadenbrot". Und dann wird ihm, wenn sein letztes Stündlein schlägt, auch „sein letztes Brot gebacken".

Wenn wir nicht in solch übertragenem, bildhaften Sinne sprechen, sondern wirklich vom Brote selbst reden, dann nennen wir es „das liebe Brot". Unsere Ahnen küßten die Brotkrume, die vom Tische gefallen war, und über ihrem Eßtische hatten sie früher immer einen Korb schweben, zur Aufnahme der Brotreste, die bei den Mahlzeiten übrig blieben. Denn Brotrinden oder

Krumen achtlos zu vergeuden oder mit Brotkrümchen zu spielen, galt als eine schwere Versündigung gegen die hohe Gottesgabe, und wer sich dagegen verging, den erreichte dafür, früher oder später, sicher die gerechte Strafe. Und wie es denn leicht geschieht, wurden schließlich sogar die Strafen selbst im Brote angedeutet. Edelenten, die sich vergangen hatten, wurde das Tisch-tuch entzwei geschnitten und das Brot verkehrt gelegt. Eine Hinrichtung verzeichnete ein alter Chronist mit den Worten: „einen vom Brote tun“, weil er selbst einem „vom Brote half“, das heißt umbrachte. Dagegen war es Kindbeterinnen gestattet, zu Jedermann zu schicken, daß er ihnen Brot und Wein zur Stärkung gäbe, und wo es Jemand nicht herausrückte, durften sie es sich selber nehmen; „doch sollten sie soviel gelds, als darum gehört, oder gute pfande uf das was legen und liegen lassen“, damit es zu Recht geschähe.

So lebt das Brot in Sitte und Recht, Sage und Lied, Spruch und Gebet unseres Volkes. Im Kampfe stellte es sich zum Schwerte und wurde die stärkste Waffe neben Mut und Tapferkeit. So auch in dem jetzigen, schwersten Kriege; dadurch ist es neu zu Ehren gekommen und mit einem vollstümlichen Glanze umwoben. Merkwürdig ist, daß das Wort „Brot“ ursprünglich etwas ganz anderes bezeichnete. Die Wurzel von Brot ist brauen; durch Feuer bereiten, brodeln. Demzufolge bezeichnete Brot ursprünglich den Mehlnuß, die tägliche Nahrung des Gesindes, und in der Bezeichnung der Honigscheibe als Viebrot (Brot der Bienen), in dieser eigentümlichen Zusammensetzung tritt das Wort Brot am frühesten auf. Der uralte germanische Name für das Brot war „Leib“, und in einem unserer Weistümer, jener denkwürdigen, ältesten Geschichtsquellen unseres Volkes, finden wir darüber die Bestimmung: „Das Speisebrot, der Leib, soll so groß sein, daß, auf den Fuß gestellt, das Stück über dem Knie zu einem Frühstück für einen Knecht und einen Hund reicht.“ Diese letztere Bestimmung hat jedoch zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Landschaften geschwankt; einmal mußten sogar „der Meier oder zwei oder drei Hüfner“ von dem „über dem Knie“ abgeschnittenen Ende „genug zu essen haben“.

Dieser seltsamen Maßbestimmung fügen sich noch einige andere, nicht weniger wundersame an. Wege und Dienstpflichten über bestimmte Entfernungen werden danach bemessen. Da heißt es: „die untertanen in hilters müssen dem fürsten soweit folgen, wie er es verlangt, die fremden hinterlassen jedoch nur soweit, daß sie bei einem stücke brot und bei sonnenschein wieder zuhause sein können.“ Ja, sogar die Zeit wurde danach bestimmt: „wann sich solde zutragen, daß irgend einer einen menschen niederschläge, wie lange der zeit und frist haben sollte?“ Antwort: „wann sie hinter ihm wären und daß ein paar eggen aufgerichtet, die sinken zusammengerichtet ständen, darunter er sich verbergen, so lange, daß er einen pfennigswede ist, und dann fort.“ Das bedeutete allerdings: gar keine frist sollte ein solcher Böfewicht haben. Mit ganz besonderem Interesse wird man in jetziger kriegerischer Zeit endlich folgende Bestimmung des Salschlirfer Weistum lesen: „so feindschaft oder not im lande wäre und unser gn. herr von stiftswegen seinen heerbann aufböte, — wenn jemand einen teig zum brotbacken hat, den soll man umkehren lassen, damit ihm sein teig nicht verdirbt...“

Alle diese Beispiele, besonders aber das letztere, zeigen das ehrwürdige Ansehen, daß das Brot allerorten von altersher bei unserem Volke genöß, entsprechend seiner Bedeutung als Hauptnahrungsmittel. Denn ohne Brot kann der Mensch nicht leben. Deshalb wurde nach der Ernte vielfach das erste Brot in die Kirche getragen, und unredliche Bäcker wurden hart gestraft. In Frankfurt a. M. mußte einmal ein Bäcker, der Sand unters Mehl gemischt und zu Brot verbacken hatte, auf Befehl des Rates sein ganzes Brot selber aufessen; es

bekam ihm so schlecht, daß er daran starb. Sonst wurden unredliche Bäcker mit Vorliebe gewippt: in einem Korbe, der an einer Art Brunnenschwengel befestigt war, zur Genugthuung des versammelten Volkes etliche Male in den Fluß oder in einen Teich, wenn nicht noch üblere Flüssigkeit getaucht und — mochte das Wasser nun kalt oder warm sein — eine Weile darin gelassen; noch im vorigen Jahrhundert war diese einst weit verbreitete Volksjustiz hier und da im Gebrauch. Im Allgemeinen war man auf die Bäcker nicht gut zu sprechen, daher die Sage, der lose Kuckuck sollte eigentlich ein gottloser, verwandelter Bäcker sein. Noch weniger freilich auf die Müller, von denen unsere Märchen viel Schlimmes erzählen.

Die jetzigen, durch den Krieg notwendig gewordenen allgemeinen Bestimmungen bezüglich des Brotpreises, seines Gewichtes und seiner Zuteilung an jeden Einzelnen, an die wir übrigens uns rasch gewöhnt haben, sind auch nicht ohne Vorgang in unserer Geschichte. In vielen Städten veranstaltete früher der Rat alljährlich im Sommer ein Probebacken, mit dem eine Gewichts- und Preissetzung für das ganze folgende Jahr verbunden war. Im Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 heißt es beispielsweise darüber:

„Wenn Sanct Jakobstag (25. Juli) kommt und man neues Getreide haben kann, so soll man mit demselben Probebrot backen und sollen dabei sein zwei Bürger und zwei Bäcker. Und soll man kaufen einen halben Scheffel Donauer (Weizen aus der Donaugegend) und einen halben Scheffel Straßkern (anderer Weizen); einen halben Scheffel Roggen von bestem, und einen halben von geringerem Wert. Und was die Vier schätzen, die dabei sind und es verarbeiten, das soll der Stadtrichter gelten lassen. Und in welchen Preisen das Korn ist zu den Zeiten, so man es verbäckt, danach sollen die Bäcker backen und soll man danach bis wieder zu Sanct Jakobstag mit dem Brot auf- und abschlagen nach rechter Rechnung.“

Wie es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, während der franzosenherrschaft, mit der Brotvorsorgung bei uns bestellt war, erzählt Wilhelm von Kugelgen in seinen berühmten „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ aus Dresden: „Die entbehrlichsten Lebensmittel waren kaum für Geld zu haben, und die Not erreichte eine solche Höhe, daß der Magistrat den Brotverkauf selbst an sich nahm. Mein Vater (der Freund Goethes) mußte in jener Zeit aufs Rathaus gehen, um zu erhalten, was ihm nach gewissenhafter Teilung zukam, und befreundlich genug sah es aus, wenn der treffliche Mann, unter jedem Arme ein Brot, nach Hause kam.“ — Es war damals also nicht viel anders als jetzt, und so pflegt sich in guten wie in schlechten Tagen Ähnliches immer auf ähnliche Weise zu wiederholen. Während beim Brotbacken diejenigen bestraft wurden, die ihre Sache schlecht machten, galt bei der Butter das Buttern selbst als Strafe; die Redensarten „buttern“ für „blechen“, und „zubuttern“ haben sich davon erhalten. Im übrigen galt Butter, die in der Nacht zum Himmelfahrtstage bereitet wurde — natürlich mußte es unter tiefstem Schweigen geschehen — für heilsam und sogar instande, Krankheiten zu verhüten. Sehr seltsam ist die alte handelsübliche Bezeichnung für eine bestimmte Menge Butter; das nannte man eine „Hose“; für eine gewisse Menge Fett sagte man „Stein“. Um die Butter haltbarer zu machen, wurde sie mehr oder weniger gesalzen oder auch durch Verdampfen oder Umschmelzen möglichst von allen Wassertheilen befreit. Solches Milch- oder Butterschmalz kostete im Mittelalter nur 8 Pfennige das Pfund. Unter diesen Umständen konnte man sich natürlich viel davon leisten; so wurden auf der Hochzeit des Wilhelm von Rosenberg, eines böhmischen Edelmannes, allein 17 Zentner davon verbraucht.

Vielleicht infolge solch ausschweifenden Genußes war in der Fastenzeit alle Butter, wie überhaupt alle

aus Milch zubereiteten Speisen streng verboten; das war sehr bitter, denn infolgedessen konnte man auch in solchen Zeiten keine Kuchen damit backen. Besonders unangenehm empfand man das in Sachsen, dem Mutterlande der Christstollen oder Weihnachtsstriezel. Denn mit Öl gebacken — eine Umgehung, mit der man es versuchte — schmeckten diese natürlich nicht halb so gut, kosteten aber noch einmal so viel, weil das Öl weither aus Süden bezogen werden mußte. Deshalb wandten sich Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, das durch den „Prinzenraub“ bekannte Fürstenpaar, im Jahre 1491 mit einer Eingabe an den Papst Innocenz VIII. und baten ihn, das Butterverbot aufzuheben. Der Papst hatte ein Einsehen und begründete seine Zusage in folgender Weise: „Weil in Euerem Lande keine Olbäume wachsen wollen und das Öl daher aus Rübsamen hergestellt werden muß, was ungesund ist, und wodurch die Einwohner leicht in Krankheit verfallen, sollen Eure Weiber, Söhne, Töchter, Diener und Hausgesinde die Butter statt des Öls frei und geziemend und ohne Buße genießen.“ Da nun der größte Teil der Summe, die die Bürger des Kurfürsten für die „Indulgenz“ aufbrachten, zum Wiederaufbau des damals gerade wieder einmal abgebrannten Freiburger Doms verwandt wurde, so entstand die volkstümliche Redensart, „der Freiburger Dom ist aus der Butterbüchse erbaut.“ Er wurde jedoch

nicht fertig, obwohl die Päpste Alexander VI. und Julius II. diesen „Butterbrief“ später einmal erneuerten, und soll noch im Jahre 1578 „keine Decke gehabt und eher wie eine Scheune ausgesehen“ haben.

Aber es gab nicht nur Ablass für Milch und Butter, sondern auch für Käse. Wenigstens soll auf einen Tegelschen Ablassbrief für Butter und Käse, der allgemeinen Sage nach, ein Festbrauch der Wickershainer und Geithainer Bürger zurückgehen, von dem uns „aus der guten alten Zeit“ berichtet wird:

„In dem Städtchen Geithain setzten sich alljährlich am Tage Mariä Heimsuchung, gleich nach Mittag, die Notabeln der Stadt unter Vorantritt der Schule und der Kantorei (Organist, Stadtpfeifer und 16 Musici) in Marsch nach dem etwa eine halbe Stunde weit entfernten Dorfe Wickershain, wo ihnen nach allerhand anderweiten geistigen und leiblichen Genüssen der Ratspächter einen runden Ziegenkäse, „so groß wie ein mittelmäßiger Schleifstein“, überreichte, den der Stadtrichter so gleich in Scheiben zerschnitt. Davon bekam jeder ein Stück, aber er wurde von den Wenigsten gleich gegessen. Die Meisten nahmen ihr Teil mit nach Hause und er wurde auch weit und breit verschickt, denn diesem Käse wurde, wie es in dem Berichte geheimnisvoll heißt, „das Nämliche, wie den in Merseburg unterm Kreuzgange verteilten Gründonnerstagbrotten zugeschrieben.“



Ein Heldengrab.

Ihr wißt ja alle nicht, wie mir ist —
Der Jammer, der kommt und zehrt und frist
Und krallt seine Fänge in zäher Wut
In mein zuckendes Herz, und der Tränen Blut
Trinkt er in rasender, irrer Gier.
Und ich lasse ihn trinken — — so ist mir.
Mein Schatz liegt draußen im fremden Land,
Gebettet von fremder, fremder Hand,
Und wie er schon viele Tage schlief
— Da kam erst der Brief — —
Da hat man mir erst das Herz zerrissen;
Da durft ich's erst wissen:
Daß ich ganz mutterseelenallein

Von nun an sollte im Leben sein!
Und ich kann es nicht glauben, ich kann es nicht tragen.
Das große Entbehren, das große Entfagen.
Doch ein blaßes Waislein neben mir
Schluchzt: Mütterchen, Mutti, ich helfe dir,
Und unser Väterchen war doch ein Held!
Da dürfen wir auch nicht weinen, gelt?
Und die Tränlein rannen doch perlenklar,
Trotzdem mein Junge — so tapfer war.
Wie trägt sich's im Leben doch bitter-schwer:
Das Allergeliebteste ist nicht mehr — —
— — Der Jammer, der frist und frist und frist,
Ach, ihr wißt ja alle nicht, wie mir ist — —

Clara Schelper, Wiesbaden.

„Ein Jahr meines Lebens —“

Eine sonderbare Geschichte von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Es war in einer Damengesellschaft. Die junge Frau Dr. Schröder hatte ganz aufgeregt und doch auch wieder lachend von einem Erlebnis berichtet, das sie soeben in der Untergrundbahn gehabt.

„Ich war in der Eile dritter Klasse eingestiegen, trotz meines Billets zweiter und sah mich plötzlich einer Zigeunerin gegenüber, ganz unheimliche Augen hatte sie, Sie können's mir glauben, und sehr sauber und vertrauenerweckend sah sie auch nicht aus. Ich konnt's drum eigentlich ganz gut verstehen, daß das junge Mädchen neben ihr ein wenig abrückte, aber da sagte sie plötzlich mit einer harten, dunklen Stimme: „Sie brauchen gar nicht von mir wegzurück, Sie mit ihre 13 Fennige in die Tasche.“ Alle im Wagen blickten natürlich auf die Beiden und das junge Mädchen war dunkelrot geworden, ein älterer Herr aber, der vor ihnen stand, lachte etwas spöttisch und da meinte die Alte wieder: „Und Sie brauchen nicht zu lache über mir — Sie haben 800 Mark in der Tasche.“ Ich sah deutlich, wie der Herr zusammensuckte, ganz verblüfft ausfas und ein „Unglaublich!“ murmelte. Und eine alte Dame mischte

sich ins Gespräch: „Das ist ja höchst interessant, ist es tatsächlich wahr, was die Zigeunerin sagte?“ „Bei mir trifft es vollständig zu; ich habe 800 Mark in meiner Briefftasche,“ sagte der Herr, und die alte Dame wandte sich an das junge Mädchen: „Fräulein vertrauen Sie uns doch bitte auch an, ob die Vermutung der Zigeunerin wahr ist? Es kann doch jedem passieren, daß er einmal nur wenige Pfennige in der Tasche hat, deshalb brauchen Sie sich doch nicht genieren.“ Und da gestand die Kleine sehr verlegen: „Ja, es ist wahr.“ Leider mußte ich nun aussteigen und konnte nicht mehr mitanhören, wie dieses interessante Gespräch weiterging. Ist die Sache nicht ganz unglaublich?“ fragte Frau Dr. Schröder.

„Gar nicht unglaublich, so was gibt's,“ rief eine andere Dame und nun knüpften sich allerlei Erzählungen von eingetroffenen Prophezeiungen, den Weltkrieg betreffend, an diesen kleinen Vorfall und schließlich folgten einige merkwürdige und unerklärliche Erlebnisse, die die Damen entweder selbst gehabt oder von anderen glaubwürdigen Leuten gehört hatten.

Nur eine von ihnen, eine jüngere, sehr talentvolle Malerin, hatte bisher schweigend zugehört.

„Ich möchte Ihnen auch etwas erzählen,“ sagte sie jetzt langsam, „etwas, das ich früher jederzeit „unglaublich“ genannt hätte, aber ich habe es selbst miterlebt von Anfang bis zu Ende und es hat mich so außer alle Fassung gebracht, so mit Grauen vor etwas Unbegreiflichem erfüllt, daß ich Jahre lang gebraucht habe, den Eindruck zu überwinden und ganz wird es wohl nie der Fall sein.“

Es war vor zehn Jahren zur Sommerszeit in einem thüringer Städtchen, wo ich einige Wochen zum Besuch meiner liebsten Freundin Lisa weilte.

Auf der großen Wiese vor der Stadt fand gerade das sogenannte Vogelschießen statt, und natürlich gingen wir auch mal hin. Arm in Arm schlenderten wir an all den bunten Buden, den Schießständen und Karussells vorüber und probierten sogar ab und zu unser Glück an einer Würfelbude. So kamen wir auch an das Zelt des „Indischen Zauberers und Schlangenbeschwörers“, das einen ganz besonderen Anziehungspunkt bildete, und wir gingen hinein.

Ein halbdunkler Raum mit bunten, fremdartigen Vorhängen umgeben, auf dem Teppich, der die Erde bedeckte, mehrere flache, strohgeflechtene Körbe mit geschlossenem Deckel, vor ihnen, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, der indische Zauberer in schneeweißem Gewand, einen bunten Turban auf dem Kopf — und in den Körben ein merkwürdiges Regens, ein Ausbuckeln und wieder Glattwerden des feinen Geflechtes, ein seltsames Schrappen, als scheure sich etwas an dem Geflecht. Nach einer Weile der Erwartung hob der Inder den Deckel von den Körben, aber noch sah man nichts. Farbige Tücher verhüllten den Inhalt — er setzte ein flötenartiges Instrument an die Lippen und entlockte ihm eine eintönige, einschläfernde Musik. Ich hatte es noch nie gesehen dieses eigentümliche Wiegen und Schlingeln, dieses Tanzen der Giftschlangen, wie es dann anhub, dieses Gehorchen der bössartigen Bestien auf den Wink ihres Herrn und Meisters und es machte einen großen, einen unheimlichen Eindruck auf mich. Später habe ich gehört, es sei nichts besonderes — ich habe es nie wieder über mich gewinnen können, mir derartiges anzusehen. Daß mich die ganze Szene so packte, lag vielleicht zum großen Teil an der Person des Inder mit seiner großen, schlanken Gestalt und dem schmalen, braunen, vornehmen Gesicht, das man schön nennen konnte, besonders um seiner großen, dunklen Augen willen, deren Blick etwas merkwürdig Zwingendes hatte, etwas Stechendes.

„Unheimliche Augen,“ meinte meine Freundin leise zu mir.

Mir schien es, als hefteten sich diese Augen mit einem ganz besonderen, unerklärlichen Blick an das zarte Gesichtchen meiner Freundin und ich fühlte ein starkes Unbehagen, das an Furcht grenzte. Als daher der Inder mit seiner weichen, dunklen, schmeichelnden Stimme sagte: „Wenn einer von die Damen oder die Herren mir will zeigen seine Hand, ich werde ihm sagen die Zukunft aus die Linien ganz genau,“ zog ich Lisa hastig fort.

„Was hast Du nur, ich hätte mir so gerne wahrsagen lassen,“ sagte Lisa unwillig und machte mir dann die ganze Zeit, die wir noch weiter über den Platz schlenderten, Vorwürfe, daß ich nicht geblieben. „So was macht doch gerade Spaß, das ist doch mal etwas anderes und die Inder sollen sich wirklich auf allerlei Zauberkünste und das Wahrsagen verstehen,“ meinte sie und setzte dann scherzend hinzu: „Ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum, wenn mir ordentlich aus der Hand mein Schicksal gedeutet würde.“

Noch jetzt fühle ich in Gedanken das hastige Zusammenzucken Lisas, als der Inder plötzlich wie aus der Erde gewachsen vor uns stand — und mich überrieselte

es eiskalt. Wir hatten uns wieder, ohne es zu gewahren, seinem Zelt genähert und er mußte, hinter dem Vorhang verborgen, Lisas Worte gehört haben.

Er verneigte sich tief: „Will die schöne Dame mir zeigen ihre Hand, ich werde ihr sagen die Wahrheit, die ganze Wahrheit,“ sagte er und richtete dann seine dunklen Augen mit einem rätselhaften Blick auf Lisa. Und sie streckte ihm die Hand hin, trotzdem ich versuchte, sie wieder fortzuziehen.

„Schöne Dame werden haben Glück, viel Glück,“ begann er und bei diesen Worten empfand ich etwas wie Beruhigung. „Bald wird kommen das Glück, wird sich wenden das Leben von die schöne Dame. In weniger denn ein Jahr sie wird Hochzeit haben und kurz nachher wird sterben ein Herr aus ihre Familie. Wird sein reich, viel, viel Geld und lange leben — aber — ein Zeit von ihr Leben wird sein verschleiert, von böse Nebel umgeben, aber es wird sich alles wieder wenden zum Guten —“ Lisa seufzte erleichtert auf und ich sehe noch das liebe, glückliche Lächeln auf ihrem Gesichtchen. Sie griff in die Tasche und wollte dem Inder ein Geldstück in die Hand drücken, aber es fiel zu Boden. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt und verneigte sich tief: „Nicht für Geld,“ murmelte er und seine heißen Augen schienen sich an Lisas Gesicht festzusaugen. Ein Frösteln überlief mich und ich fühlte, wie ein Zittern durch Lisas Körper ging und sah, daß sie tief erblaßt war. Wir gingen schnell weiter, ganz verstört und benommen und erst nach einer ganzen Weile lachte Lisa leise und etwas gezwungen:

„Eigentlich kann ich doch sehr froh sein; er hat mir nur Gutes prophezeit und die bösen Nebel — nun, nur glückliche Tage kann kein Mensch verlangen,“ meinte sie.

Aber merkwürdig, wir verspürten beide keine Lust mehr, uns den Festtrubel anzusehen und gingen nach Hause und haben dann auch an den beiden letzten Tagen das Vogelschießen nicht mehr besucht.

Und es kam, wie der Inder prophezeit hatte.

Wenige Monate nach diesem Vogelschießen lernte Lisa einen reichen jungen Fabrikbesitzer kennen und heiratete ihn nach kurzem Brautstand. Ich war auf ihrer Hochzeit und ich habe nie eine strahlendere Braut gesehen.

„Siehst Du, die erste Prophezeiung des Inder ist eingetroffen,“ flüsterte sie mir zu, als ich nach Tisch einmal allein neben ihr stand, „und das andere“ — ein Schatten ging über ihr liebes Gesicht — „nun, mit meinem Fröh kann ich auch trübe Zeiten ertragen. — Nur, weißt Du,“ ihre Stimme wurde fast unhörbar, „ich muß manchmal an die Augen des Inder denken, an den Blick, mit dem er mich ansah, als er mein Geldstück fallen ließ. Manchmal träume ich in der Nacht davon und dann überfällt mich eine so jähe Angst,“ sie verstummte.

Mir aber war plötzlich jede Festesfreude vergällt, denn auch ich mußte an jenen Blick denken und es fröstelte mich, es überkam mich wie eine Vorahnung kommenden Unheils.

Lisa schrieb glückselige Briefe und ich vergaß allmählich alle trüben Ahnungen. Daß kurz nach ihrer Verheiratung ihr Vater starb, traf Lisa tief, aber nicht unerwartet, denn er war schon lange leidend, aber zum ersten Mal nach langer Zeit mußte ich wieder an den Inder denken, der auch diesen Todesfall vorhergesagt hatte.

Dann blieben Lisas Briefe aus. Ich schrieb an sie, ich mahnte, ich bat — ich erhielt keine Antwort und ich konnte mir ihr Schweigen garnicht erklären.

Dann kam eines Tages ein Brief ihres Gatten an mich, in dem er mich bat, zu Lisa zu kommen. Sie sei von einer unerklärlichen, tiefen Schwermut befallen, von ganz merkwürdigen Stimmungen, gegen die weder er noch der Hausarzt anzukämpfen vermöchten — er wüßte

ja, wie nahe ich Lisa immer gestanden; vielleicht, daß ich etwas über sie vermöchte.

So gern ich wollte, ich konnte damals nicht sofort abreisen, allerlei geschäftliche Abhaltungen kamen dazwischen; es vergingen fast vierzehn Tage, bis ich in Lisas Wohnort ankam. Als ich die hübsche, rosenumrannte kleine Villa betrat, die in einem herrlichen Park gelegen, so recht geschaffen schien für eine Stätte des Glückes und Frohsinns, kam mir Lisas Gatte entgegen. Ich schrak bei seinem Anblick zurück — alt und wie verfallen sah sein hübsches männliches Gesicht aus, das ich so strahlend jung und glücklich vor wenigen Monaten gesehen.

Er drückte meine Hand mit schmerzhaft festem Druck.

„Es ist schlimmer mit Lisa geworden — es — es ist furchtbar,“ — seine Stimme brach — „sehen Sie selbst.“

Er führte mich an ein Zimmer, dessen Tür er leise öffnete. Ich trat vorsichtig ein und mußte mich dann halb ohnmächtig gegen die Tür lehnen, weil meine Knie bei dem Anblick, der sich mir bot, den Dienst versagten.

Das Zimmer lag im Halbdunkel — die Vorhänge waren zugezogen. Auf dem Teppich kauerte Lisa. Ihr schönes blondes Haar hing wirr um das blasse, liebliche Gesicht, ihr Körper war in allerlei bunte Schals und Tücher gewickelt, die Arme, der Hals waren entblößt. Sie hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt und wiegte den Oberkörper hin und her und dabei sumimte sie eine Melodie — eine eintönige, seltsame, schreckliche Melodie, die ich nur einmal in meinem Leben zuvor gehört — und es überließ mich eiskalt, ich schauderte.

Ihr Mann trat vorsichtig auf sie zu: „Lisa,“ sagte er leise, zärtlich.

Sie schrak zusammen und starnte ihn an, als erwache sie aus einem Traum. Dann ein gellender, markerschütternder Schrei und sie wand sich am Boden, das Gesicht mit den Händen bedeckend; „Der Jnder, der Jnder!“ ächzte sie.

Herr Bergmann sagte mich am Arm, er sah totenbleich aus und große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„Ich kann das nicht sehen — ich gehe — versuchen Sie mit ihr zu reden — vielleicht, daß Sie —“ er verließ das Zimmer und ich blieb allein mit der Unglücklichen.

Ich kniete mich neben sie auf den Teppich nieder und streichelte sacht ihr Haar: „Lisa, liebe, alte Lisa,“ wiederholte ich immer wieder, und es war, als ob der Ton meiner Stimme sie beruhigte; sie wurde allmählich still und richtete sich auf. Sie sah mich an, lange, nachdenklich und forschend, aber sie erkannte mich augenscheinlich nicht und dann plötzlich schob sie mich mit beiden Händen von sich, so als habe sie keine Zeit mehr, sich mit mir zu beschäftigen. Sie verschlang wieder die Hände hinter dem Kopf und fing von neuem das eintönige, schreckliche Summen an und ihre Augen hatten einen seltsamen Blick, so als seien sie nicht hier, als sähen sie etwas ganz anderes, in weiter Ferne liegendes. —

Ich ging hinaus. Der unglückliche Gatte Lisas saß nebenan zusammengesunken in seinem Stuhl, das Gesicht in den Händen verborgen. Als ich kam, sah er auf, als erwarte er ein tröstendes, ein beruhigendes Wort von mir, aber ich konnte fürs erste nichts weiter, als haltlos, fassungslos weinen. Alles andere hatte ich erwartet, aber nicht dieses Schreckliche! Lisa, meine schöne, kluge, heitere Lisa als Irtsinnige wiederzusehen!

Herr Bergmann erzählte, wie Lisa allmählich immer schwermütiger und schweigsamer geworden, wie sie manchmal mit gellendem Schrei in der Nacht aufgeschreckt sei und sich zitternd in seinen Armen geborgen habe. Wie sie nicht mehr habe ausgehen wollen, die Sonne, helles Licht überhaupt, ebensowenig habe ertragen können,

wie vollständiges Dunkel; immer im Halbdunkel mußte ihr Zimmer gehalten werden.

Schlummer und schlimmer wurde es mit ihr und schließlich hatte sie begonnen, sich in bunte Tücher zu hüllen und zu singen und zu tanzen —

Natürlich hatte Herr Bergmann die berühmtesten Psychiater befragt; er hatte eine Pflegerin für sie genommen, aber in eine Anstalt geben wollte er sie nicht, er konnte sich nicht von ihr trennen und die Ärzte hatten das auch nicht für erforderlich gehalten, da die Kranke ja absolut ruhig war und im Hause alles Erdenkliche für ihre Pflege geschehen konnte.

Die Ärzte gaben Hoffnung auf Genesung — Gewißheit konnten sie nicht geben.

„Und dann diese ganz unerklärlichen Wahnvorstellungen,“ sagte Herr Bergmann, so als sei sie in Indien, als befehle ihr jemand zu singen und zu tanzen und manchmal sagt sie ganz fremd klingende Worte, manchmal hält sie mich für einen Jnder und dabei ist sie doch niemals, wie ich bestimmt weiß, in Indien gewesen.“

Da sagte ich ihm von jenem Nachmittag auf der Vogelwiese in Lisas Vaterstädtchen.

Er versank in Sinnen, dann schüttelte er nachdenklich den Kopf. „Es ist trotzdem so unfassbar, so unerklärlich, Lisa ist so durch und durch gesund, sie hatte nicht einmal „Nerven“, wie die meisten Frauen, niemals ist in ihrer Familie Nervenkrankheit gewesen.“

Da es schien, als beruhige meine Gegenwart die Kranke, blieb ich mehrere Wochen. Einige Male sah ich sie tanzen in jener Zeit, es war kein richtiges Tanzen mehr, mehr ein wiegendes, rhythmisches Schreiten, ein grazioses Bewegen der Arme und immer sumimte sie dabei jene eintönige, seltsame, schreckliche Weise — sie machte mich weinen.

Als ich endlich doch abreisen mußte, hatte sich in Lisas Befinden nichts geändert und ich verzweifelte fast daran, daß es je der Fall sein würde.

Nach einigen Monaten erhielt ich einen Brief Herrn Bergmanns. Er teilte mir mit, daß Lisa ein totes Kind, ein Mädchen, zur Welt gebracht. Seit dieser Zeit sei ihr Zustand in ein neues Stadium getreten. Ruhig und apathisch läge sie da, sie fürchte sich nicht mehr vor ihm, aber sie gäbe auch kein Zeichen des Erkennens, nur selten noch summe sie jene seltsame eintönige Melodie. Die Ärzte hätten jetzt mehr Hoffnung als früher, daß sie vollständig genesen könnte.

Und wieder einige Zeit später bat er mich nochmals um mein Kommen.

Sein gutes Gesicht strahlte, als er mich begrüßte.

„Sie erkennt mich, sie hat schon manchmal meinen Vornamen gerufen.“ Tränen glänzten in seinen Augen. „Kommen Sie, sehen Sie selbst.“

Dieses Mal führte er mich nicht in ihr Zimmer, in den im sommerlichen Prangen stehenden Garten gingen wir. Dort stand unter einer alten Buche ein Ruhebett, auf dem eine weiße Gestalt lag.

Wie schmal und blaß sie geworden war, die blühende, frische Lisa. Ihr schönes blondes Haar lag in schlächten Flechten um das feine Köpfchen — wie eine rührende, kleine Madonna sah sie aus. Vorsichtig, leise trat ich näher.

Sie wandte den Kopf und sah mich an mit klaren, wissenden Augen: „Grete,“ sagte sie leise und ein feines Rot stieg in ihre blassen Wangen.

„Lisa, liebe, kleine Lisa,“ ich fühlte, wie mir die Freudentränen übers Gesicht liefen, während ich sie streichelte und küßte. Dann setzte ich mich still neben sie — ein Stücklein entfernt stand Herr Bergmann und nickte mir glücklich zu.

Lisa lag regungslos und es war ein seltsames Träumen und Sinnen in ihren Augen.

„Grete,“ sagte sie plötzlich, und als ich mich über sie beugte, fragte sie leise: „Wie lange war ich krank?“

„Ein Jahr, Eisa, genau ein Jahr; ich habe es mir gerade ausgerechnet.“

„Ein Jahr,“ wiederholte sie langsam, „denkst Du noch an die Prophezeiung des Inders, Grete? Ein Jahr meines Lebens hatte ich geboten für sein Wahrsagen — ein Jahr lang hatte er Macht über mich — nun bin ich frei — frei!“ Sie streckte wie erlöst die Arme: „O, Grete es war so furchtbar! Es war mir, als sei ich unter der brennenden Sonne Indiens, als stände er

vor mir und befehle mir zu tanzen und zu singen für Geld, für das Geld, das er damals verschmähte für ein Jahr meines Lebens. Und ich mußte tun, was er wollte. Nun ist seine Macht zu Ende — ich bin erlöst!“

Herr Bergmann war vorsichtig näher gekommen, er beugte sich, zärtlich die Hand seiner Frau fassend, über sie.

Da schlang sie mit einem Jubellaut die Arme um seinen Hals: „Nun bin ich wieder Dein, Friedrich!“

Die Freundin.

Von Rose Margulies-Birchborn.

(Nachdruck verboten.)

Alice Carignan, 35 Jahre alt, schlanke Brünette mit schönen, etwas müden Zügen.

Erna von Grimm, 24 Jahre, zierlich, blond.

Szene: Salon von Alice Carignan.

Erna: Guten Tag, Alice, ich stürme hier so herein. Hoffentlich störe ich dich nicht. Ich mußte dich endlich sprechen. Warum hast du dich so lange nicht sehen lassen?

Alice: Du weißt doch, ich verreise demnächst. Und da hatte ich Vorbereitungen aller Art: Anproben, Besprechungen, tausend Dinge, die man sich einbildet, unbedingt erledigen zu müssen. Und was gab's bei dir?

Erna: Ja, das ist es eben. Ich habe viel auf dem Herzen. Ich muß unbedingt mit dir sprechen.

Alice: Ach so, Schwierigkeiten in der jungen Ehe. Ma chérie, das ist un vermeidlich. Es wundert mich nur daß sie bei dir erst nach einem Jahre anfangen. Bei mir begannen sie gleich am Hochzeitsabend und hörten am Scheidungsmorgen erst wieder auf. Hat es eine Szene gegeben?

Erna: O nein, Szenen kennen wir nicht. Wir sind nicht temperamentvoll genug, um wegen einer Kleinigkeit in Harnisch zu geraten und unsere gute Erziehung zu vergessen. Und wichtige Vorfälle . . . ja, gibt es denn in einer Ehe, die auf Liebe und Vertrauen basiert ist, Grund zu Aufsitzen? Das wäre ja das Ende!

Alice: So, also Szenen sind es nicht. Dein braver Bob ist doch nicht eifersüchtig? Sag'?

Erna: Eifersüchtig? Auf wen? Er weiß, daß außer ihm kein Mann für mich existiert. Daß ich nur für ihn lebe und ihn liebe. Daß ich für ihn lügen, stehlen, töten würde.

Alice: Dann bist du vielleicht eifersüchtig?

Erna: Auch nicht. Eifersucht kann man es nicht nennen. Dann schon eher Mitleid.

Alice: Aber eine Frau ist im Spiel? Ahnst du, wer es ist?

Erna: Nein, ich weiß nur, daß sie herzlos und egoistisch ist und ihn quält, quält . . . Erst hat sie sich seine Jugend und Unerfahrenheit zunutze gemacht, um ihn ganz fest in ihre Bande zu verstricken, und jetzt hält sie ihn hin. Und er leidet.

Alice: Hat er dir das alles erzählt? Weißt du noch mehr?

Erna: Ich werde dir sagen, wie es kam. Wenn du Geduld und Zeit hast, zuzuhören?

Alice: Ja, gewiß, nur . . . ich muß um 6 Uhr bei der Schneiderin sein. Wir haben noch eine halbe Stunde.

Erna: Schön, ich beeile mich ein bißchen. — Weißt du, ich merkte schon seit Wochen, etwas sei in Unordnung geraten in der Maschinerie unserer Gefühle. Bob hatte manchmal so einen eigenen Blick, ich möchte sagen, einen fliehenden Blick, wenn ich mit ihm sprach. Und dann, er war so reizbar. Ich hatte das Gefühl, als ginge ich ihm

auf die Nerven. Vielleicht durch die Ausgeglichenheit meiner Natur, meine gleichmäßig gute Laune, meine nie verjagende Freundlichkeit. Enfin, ich hielt es für angebracht, ihn von mir ausruhen zu lassen und war mit ihm möglichst wenig zusammen.

Alice: Hat das etwas genügt?

Erna: Nein, gar nichts. Denn er wurde immer nervöser. Und in letzter Zeit bekam er ein Wesen, das mich höchst peinlich berührte: Abbitte. Das vertrage ich gar nicht. Ein Mann soll nichts tun, wovon er annimmt, es sei unrecht. Meinemwegen . . . sündigen. Aber dann im Gefühl seines guten Rechts. Ich glaube, wenn die Sünde glücklich macht, macht sie auch stolz. Oder, wenn man auf sie stolz ist, macht sie glücklich? Ihn aber, wenn es überhaupt so weit kam, ihn machte sie unfrei. Ihn duckte sie.

Alice: So, so. Weißt du denn, wie weit er sich . . . engagierte?

Erna: Nein, das ahne ich nicht. Ich habe Grund anzunehmen, daß er mit allen Sinnen eine Frau begehrte, daß sie ihm alles versprach und dann eine grausame Freude an dem uralten Spiel der Spinne mit der Fliege hatte. Wenn du doch zu mir gekommen wärst! In den letzten vierzehn Tagen, so lange ist es her, daß du zuletzt bei mir warst, ist es nämlich am allerschlimmsten mit Bob gewesen.

Alice: War er brutal gegen dich?

Erna: Nein, im Gegenteil. Er war gut, zu gut. Fast demütig. Das tat mir weh. Und gestern endlich hat er mich in seine Seele blicken lassen. Er ist so ein Kind. Er erzählte mir die Geschichte eines Freundes angeblich, der einer jener Frauen in die Hände gefallen sei, denen es höchstes Lebensgefühl bedeutet, einen Mann zu quälen. Ein Typ von Frauen, die Vulkanen zu sein scheinen und im Grunde kühl sind wie Eisberge. Und wie der Freund, der verheiratet ist und seine Frau anbetet, den Verführungskünsten der anderen nicht widerstehen kann. Wie er hin- und hergezerrt wird von seinen Gefühlen. Wie sein ganzes Denken sich auf den Besitz der fremden Frau konzentriert, und wie er gleichzeitig unter dem Gedanken leidet, seiner eigenen Frau ein Unrecht zuzufügen. — Und dann das grausame Spiel jener Andern, die ihn lockt, ihm verspricht, ihn von sich stößt, um ihn wieder an sich zu ziehen. „Was tätest du, wenn du die Frau meines Freundes wärest und seine Qualen kennen würdest?“ fragte mich mein Mann. Ich antwortete, ohne mich zu bejammern: „Ich ginge zu jener Frau und würde sie bitten, ein Ende zu machen, so oder so.“ — Aber, verzeih bitte, Alice. Es ist spät geworden. Du hattest um 6 Uhr eine Verabredung. Auf Wiedersehen. Und Dank für deine Geduld. Ich bin nicht ganz zu Ende gekommen. Ich möchte dich nur heute nicht länger aufhalten. Ein andermal sprechen wir weiter. Adieu! (Sie geht ab.)

Alice (allein, drückt auf die elektrische Glocke. — Zum eintretenden Mädchen): Luise, um sechs Uhr wird Herr von Grimm kommen. Ich bin für ihn nicht zu sprechen. Und packen Sie die Koffer. Wir reisen morgen.